



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Min Antje is en Nos so rot,  
 Min Antje is min Blom,  
 Min Antje is en Swöll to hot,  
 Min Antje is es Meß im Blot  
 As Appel oppen Bom.

Hein, der mit allen Zeichen des Schreckens getuschelt hat: Still dach, still, dat  
 konn Büd hörn!

\* \* \*

Wir ahnten beide nicht, wie bald die Wünsche meines Freundes in Erfüllung  
 gehn sollten. Hein mußte sie aber mit dem Leben seiner Mutter bezahlen. Frau  
 Wieb wurde bald nach meinem Weggang krank, es war ein schleichendes, hoffnungs-  
 loses Leiden; endlich erlöste sie der Friedensengel.

Die Sterbenacht seiner Mutter wurde zum festen Markstein in dem Gedächtnis  
 unsers Hein.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preußenhaß. Es wäre vielleicht gut und zu wünschen, daß sich jemand,  
 der das Zeug dazu hat, einmal der Aufgabe unterzöge, eine Geschichte des Preußen-  
 haßes zu schreiben, seiner Entstehung, seiner Blütezeit und seines beginnenden Verfalls.  
 Auch außerhalb Preußens bricht sich allmählich immer mehr die Einsicht Bahn, daß  
 Deutschland seine Rettung vor dem Untergange, seine Wiederherstellung und schließlich  
 seine Einheit und Selbständigkeit dem preussischen Staate zu danken hat; daß auch  
 von allen deutschen Staaten dieser allein dazu befähigt war, und zwar durch die  
 Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, die strenge Pflichttreue, die Rechtschaffenheit und  
 Wahrheitsliebe, den nüchternen, gesunden Verstand und die hohe, selbstbewußte  
 Willenskraft, also durch Eigenschaften, die in diesem Staate aufgezogen worden  
 sind. Es ist vornehmlich das Fürstengeschlecht der Hohenzollern, dem diese Eigen-  
 schaften innewohnen, und das sie dem Staate eingepägt und anerzogen hat. Und  
 doch ist kein Staat so gehaßt worden wie Preußen, gehaßt und verachtet sogar,  
 denn der Haß liebt es, die Miene der Verachtung anzunehmen. Seine bespricht  
 einmal die ganz richtige Beobachtung, die er in einem Irrenhause gemacht hat,  
 wie nämlich die Irren sich untereinander mißtrauen und hassen, jeder vor dem  
 andern warnt, und wie sie nur einig sind in dem Haß gegen einen, und daß dieser  
 eine kein anderer ist als der Irrenarzt, der sie heilen und zur Vernunft bringen  
 will. Könnte man nicht vom preussischen Staate sagen, daß er die Rolle des  
 Irrenarztes gespielt habe in dem großen deutschen Tollhause? Und dieser Haß  
 lebte und lebt leider noch jetzt in verschiedenen Formen und Graden in allen west-  
 lichen und südlichen Ländern, einschließlich der preussischen Rheinlande, der 1866  
 einverleibten Länder, auch in Mecklenburg und in den freien Reichsstädten. Dieser  
 Haß hat zum Gegenstande nicht nur den preussischen Staat als solchen und sein

Fürstenhaus, sondern auch dessen Volk, wobei nicht unterschieden wird zwischen Märkern, Pommern, Preußen, Schlesiern, Sachsen, Thüringern; Stämmen, die doch unter sich so grundverschieden sind; man meint, sie seien in der Kultur zurück, Hungerleider, halbe Barbaren, und die von ihnen bewohnten Länder seien Wüsten, arm, unfruchtbar, rauh, öde und jedes landschaftlichen Reizes bar. Wer noch bis in die Zeit vor 1848 zurückdenken kann, wird sich erinnern, wie am Rhein die Ausdrücke: „Erdäpfelspreuß“, „hungriger Preuß“ gebräuchliche Schimpfworte waren. Die Mutter Goethes spricht in einem Briefe ihre Befriedigung darüber aus, daß wieder französische Truppen da seien und die preußischen „Holzböck“ fort seien. Ähnliche Beispiele von Äußerungen dieses Hasses werden jedem, außerhalb der alt-preußischen Provinzen wohnenden Deutschen aus seiner Heimat bekannt sein. Gleichsam der Mittelpunkt dieses Hasses war einst Frankfurt a. M., und seine Inkarnation bekanntlich der verstorbene sächsische und später österreichische Minister Graf Beust.

Wodurch und wann ist dieser Haß entstanden? Die Beantwortung der Frage ist nicht leicht, denn sie setzt eine eingehende Kenntnis der deutschen Geschichte voraus.liest man Schriften aus Luthers Zeit, z. B. von Ulrich von Hutten und andern, so findet man von einer Abneigung oder Mißachtung gegen den Nordosten Deutschlands keine Spur. Überall ist Deutschland. Auch zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs war es noch so; auch wohl noch zur Zeit des Großen Kurfürsten. Zur Zeit Friedrichs des Großen dagegen finden wir den Preußenhaß schon vollständig ausgebildet. Seine Entstehung wird wohl in der Zeit der Regierung Friedrichs Wilhelms I. zu suchen sein. Die rauhen, ja rohen und harten Seiten des Charakters dieses in so vieler Beziehung verkannten Fürsten und sein Verbeschämtes sind es wohl hauptsächlich gewesen, was zuerst die Abneigung erzeugt hat, die dann allmählich auf das ganze preußische Staatswesen übertragen worden ist, sich gesteigert hat durch die wachsende Macht des preußischen Staats und zuletzt zum Haß geworden ist durch die politischen Verhältnisse, wobei sie auch durch den katholischen Alerius geschürt wurde. Später gesellte sich dazu noch etwas andres, nämlich die Vorstellung und der Glaube, daß von Frankreich her die Morgenröte der Freiheit erstrahle und von Paris das Heil der Welt komme, eine Vorstellung, die auch heute noch keineswegs ganz überwunden ist. Als Kulminationspunkt kann man wohl das Jahr 1866 ansehen. Seitdem ist eine allmähliche Abnahme zu beobachten. Man hat angefangen, einzusehen, daß dort im Nordosten doch sozusagen auch Menschen sind und nicht bloß Wenden und Kaschuben. Es wird gesagt: „Bildung ist Anerkennung.“ Das kann auch von der politischen Bildung gesagt werden, und man darf hoffen, daß mit dem Fortschreiten dieser das preußische Staatswesen mit der Zeit auch allgemein die ihm gebührende Anerkennung finden und damit der unsinnige Haß verschwinden wird.

Guter Rat für Deutsche in der Levante. Der deutsche Exporthandel, insofern er sein Augenmerk auf das nähere Ausland richtet, wird gut daran thun, nach regern Geschäftsverbindungen mit der Levante zu streben; dasselbe gilt von allen denen, die ihr Fachwissen gern in der Fremde verwerthen, sich dabei aber räumlich nicht allzusehr von der Heimat entfernen möchten. Unsere Ware und die verschiedenartige Arbeitsfreudigkeit unternehmungslustiger Landsleute hatten ungefähr seit den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts ein sehr dankbares Gebiet in einzelnen Provinzen Rußlands, in den Donaufürstentümern usw., doch haben sich dort die Verhältnisse von Tag zu Tag verschlechtert. Die Schutzollbefestigungen, mit denen die Industrien dieser Länder umgeben worden sind, erschweren den aus-

ländischen Waren immer mehr den Zutritt; langsam, aber stetig steigt dort das Bildungsniveau, und die Berufe, in denen früher Deutsche in sehr großer Zahl thätig waren, ergänzen jetzt ihren Nachwuchs aus den Landeskindern; dazu kommt, daß sich auch dort das nationale Selbst- und Machtbewußtsein zusehends kräftigt — und je intensiver dieses wird, desto stärker wird auch der Fremdenhaß. Diese widrigen Zustände können sich allenfalls eine Zeit lang mildern, allein menschlicher Voraussicht nach werden sie sich für die Deutschen, die es nicht immer verstehen, die Sympathien dieser östlichen Völker zu gewinnen, nur noch verschlimmern.

In der Levante dagegen hat man leichteres Spiel. Das große, häufig über große Nationalgefühl, dessen Äußerungen in Rußland und in den der Levante vorgelagerten Balkanländern mitunter so störend und lähmend wirken, fällt hier fast ganz weg. Das Selbstgefühl der Mohammedaner liegt hauptsächlich in ihrem Glauben; und verletzt man sie nicht nach dieser Richtung, so hat man auch keinerlei Unannehmlichkeiten, Reibungen oder Gehässigkeiten zu befürchten. Die christlichen Bewohner der Levante haben sich in der wohligen Atmosphäre konfessioneller Duldsamkeit, wie sie dort in größeren Städten und meist auch auf dem Lande zu Tage tritt, längst akklimatisiert; es giebt also keinen systematischen, wohlbedachten, ich möchte sagen boshaften Fremdenhaß, der sich jetzt selbst in dem kleinen Bulgarien zeigt, das doch von dem Auslande oder den Ausländern noch sehr viel zu lernen hätte. Jeder Fremde, der sich nicht um innere Politik kümmert, der sich in religiösen und nationalen Angelegenheiten neutral verhält, kann ungestört und friedlich seiner Arbeit nachgehen. An Gelegenheiten, thätig und tüchtig zu sein, mangelt es da nicht; es wäre leichter, anzugeben, welche Thätigkeit dort nicht oder nicht mehr rentabel ist, als umgekehrt. Die öffentlichen Zustände und die Erwerbsverhältnisse liegen dort ähnlich wie vor dreißig und vierzig Jahren in Rußland und Rumänien, wo viele Deutsche es bei quantitativ geringer Arbeit zu Wohlstand und Reichtum brachten. Kluge Arbeit trägt in der Levante auch jetzt noch reichlichen Lohn; natürlich nicht überall, und wer direkt auf Konstantinopel oder Smyrna lossteuert, um sich dort als Kaufmann oder Lehrer oder Arzt niederzulassen, stößt schon auf harte Konkurrenz. Da heißt es suchen. Es finden sich noch immer zahlreiche Orte, in denen man unter sehr günstigen Hoffnungen beginnen kann.

Die Deutschen haben im allgemeinen vermöge ihrer Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, ihrer geringern Ansprüche auf Gewinn und endlich ihres Fleißes im Wettkampfe mit den Angehörigen anderer Völker einen Vorsprung, dagegen bleiben sie in einer Zahl von anscheinend bedeutungslosen Eigenschaften zurück, worüber einige Bemerkungen am Platze sind.

Der Deutsche macht selten „eine schöne Figur.“ Wer den Balkan und die Levante bereist hat, wird z. B. bemerkt haben, daß die Deutschen auch in der Fremde nach gethaner Arbeit den Becher öfter leeren, als just zur Stillung des Durstes nötig ist. Die besten Konsumenten in den Bierhallen und Weinstuben sind die Deutschen, besonders die Geschäftsreisenden, die auch zahlreich in den *cafés chantants* anzutreffen sind; auch die dauernd ansässigen Deutschen trinken gern immer noch ein. Dagegen sind die Engländer, Italiener, Franzosen und Griechen — von den Türken gar nicht zu sprechen — in dieser Beziehung sehr mäßig. In der deutschen Heimat mag man das übergroße Bier- und Weintrinken durch die klimatischen Verhältnisse erklären und entschuldigen. Im heißen Süden kann man sich auf solche Gründe nicht berufen, da ist Mäßigkeit im Genuß von starken Getränken aus Gesundheitsrücksichten unbedingt geboten. Dennoch fehlt es häufig an Selbstbeherrschung: man trinkt und trinkt und betrinkt sich schließlich. Für den Orient müßte

aber das bekannte Wort: Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann, dahin verändert werden: Betrunken oder trunken sein, gilt als Schande. Der Ruf, auch nur an Sonntagen im Trinken nicht Maß zu halten, hat manchem deutschen Kaufmann und Beamten Schaden gebracht. Ich kenne ein großes Land im südöstlichen Europa, wo die Freude des Deutschen am Bechen beinahe sprichwörtlich ist, und wo man die Wörter „Deutscher“ und „Säufer“ häufig in einem Atemzuge ausspricht.

Die Deutschen schaden sich ferner oft durch ihr Auftreten. Die einen glauben, sie können gar nicht höflich genug sein, und übertreiben ihre Ergebenheit in Bewegung und Wort; das berührt die demokratisch veranlagten Orientalen und Halb-orientalen höchst unangenehm, sie haben für solch bedientenhaftes Gebaren ein halb mitteilidiges, halb verächtliches Lächeln. Im Verkehr mit Staatsbeamten zumal erzielt das ewige Dienern häufig einen ganz unerwarteten Erfolg, nämlich das Gegenteil von dem Erhofften und Gewünschten. Andre wieder benehmen sich nach englischem Muster wie gußeiserne Marionetten, sind kurz angebunden, ihr Gesichtsausdruck ist eingefroren, jede Bewegung und jedes Wort deutet gleichsam an „Geld ist Zeit — wollen wir ein Geschäft abschließen, dann rasch!“ So etwas läßt sich nun der gemächliche und im Verkehr wahrhaft liebenswürdige Orientale nicht bieten, er verträgt die Schneidigkeit nicht und läßt ruhigen Gemüts den Wort- und Zeitfargen oft abziehen, auch wenn dessen Vorschläge sehr annehmbar waren. Wer in Haltung und Gesten selbstbewußte Ruhe und Würde zeigt, dabei im Gespräch höflich, liebenswürdig und gemächlich ist, wird leichter seine Absichten erreichen, als wer den Unterhänigen spielt oder schneidig auftritt. Zu bemerken wäre noch, daß die Deutschen oft durch allzugroße Sparsamkeit, sowie durch geschmacklose oder vernachlässigte Kleidung auffallen.

Diese Warnungen und Ratschläge mögen manchem banal erscheinen. Banal? — vielleicht! Aber praktisch — sicherlich! Diese Imponderabilien dürfen nicht unterschätzt werden. Wer im Verkehr mit den Orientalen Gemessenheit und Freundlichkeit anwendet, arbeitet zehn andern Deutschen vor, wer nach der einen oder der andern Seite übertreibt, schadet zwanzig Deutschen, die in der Folge vorsprechen. Diese im übrigen anspruchlosen Betrachtungen sind recht zeitgemäß. Die Palästinafahrt des deutschen Kaisers hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in hohem Maße wieder auf die Levante gelenkt.

Abgesehen von den etwa schon zwischen der Türkei und Deutschland getroffenen Abmachungen, die verschiedenartige Vergünstigungen für die Angehörigen des Deutschen Reichs gewährleisten sollen, liegt der große praktische Wert für uns sozusagen in dem theoretischen Erfolge der Kaiserfahrt, in dem Prestige, das einerseits das glanzvolle Auftreten Wilhelms II. und andererseits der demonstrativ freundschaftliche Empfang durch den Sultan über alles, was deutsch ist, ausgebreitet haben.

Die guten Folgen werden sich freilich erst nach und nach bemerkbar machen. Im Oriente schleicht jede Nachricht nur langsam ihren Weg. Vor allem sind ja die Verkehrsverhältnisse — orientalisches. Dann ist Lesen und Schreiben tatsächlich noch eine Kunst, die verhältnismäßig nur wenige beherrschen. Demgemäß steckt auch das Zeitungswesen noch in den Windeln. Aber dafür giebt es Ersatz: die Rolle der Zeitungen übernimmt die Fama. Sie pilgert gemächlich von Ort zu Ort und erzählt nun wahrscheinlich allerhand Schönes von dem blonden Sultan von Deutschland, dem guten und treuen Freund des mohammedanischen Sultans. Und wenn die orientalische Frau Fama im Schneckentempo reist, so dürfen wir nicht ungeduldig werden; zum Ersatz dafür arbeitet ihre Phantasie lebhafter als ander-

wärts; und schildert sie dann die Geschehnisse in überschwänglicher Vergrößerung, in lebhafter Übertreibung, so soll uns das nicht kränken; im Gegenteil, es kann uns nur faß erfreuen, denn das erleichtert bloß dem Deutschen die Arbeit. Mit den günstigen Vorbedingungen, unter denen der Deutsche in diesen Gegenden sein Glück wird versuchen können, erwächst ihm aber auch die Pflicht, das gesteigerte Ansehen im eignen und im Interesse aller zu wahren. Und dies geschieht nicht bloß durch Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, auch die erwähnten Imponderabilien im Verkehr müssen beachtet werden.

Giebt es in der philologisch-historischen Forschung eine Methode des Zirkelschlusses? Einer der schlimmsten Schädlinge im Weinberge der menschlichen Denktätigkeit — auch der wissenschaftlichen — ist die sogenannte *petitio principii*, wörtlich übersetzt: das Zurückgreifen, die Bezugnahme auf den Ausgangspunkt der Erörterung, *τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν*, wie die ursprüngliche Bezeichnung bei Aristoteles lautet. Dadurch, daß eben der Begriff oder Satz, der erklärt oder bewiesen werden soll, zur Erklärung oder zum Beweise herangezogen wird, entsteht in jedem Falle eine Tautologie (*idem per idem*). Die mir bekannten Lehrbücher der Logik verstehen jedoch unter der „Tautologie“ bloß die unmittelbare, ohne Umweg erfolgende Wiederholung des Themas, während die mittelbare, mehr oder weniger versteckte Rückkehr zum Ausgangspunkte als Zirkel (*circulus sive orbis*) bezeichnet wird. Es giebt also Zirkeldefinitionen und Zirkelschlüsse (Zirkelbeweise). Eine unverblünte Tautologie enthält z. B. die Definition: „Das Gedächtnis ist das Vermögen, des früher bewußt gewordenen wieder zu gedenken,“ oder der Satz: „Die Sprache ist ein beliebiger Gebrauch eines Volkes im Reden und Schreiben,“ eine naive Begriffserklärung der ältesten deutschen Grammatik, die Andreesen in der Einleitung zu seinem Buche: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ anführt. Eine nicht ganz so grobe Tautologie, also ein „Zirkel,“ steckt dagegen in der Definition: „Größe ist das der Vermehrung und der Verminderung Fähige“; denn Vermehrung ist, wenn man näher zusieht, nichts anderes als Zunahme der — Größe, Verminderung Abnahme der — Größe.

Zirkelschlüsse entstehen, wenn der Gedanke des Schlußsatzes mehr oder weniger verschämt in eine der beiden Prämissen aufgenommen wird. Dies wird in zusammengesetzten Schlüssen, den sogenannten Schlußketten, natürlich leichter übersehen als im einfachen Syllogismus. Täuscht sich der Schließende selbst (der Wunsch ist hier der Vater — der Prämissen), so gehört der Zirkelschluß zu der Kategorie der Fehlschlüsse (Paralogismen), will er andre täuschen, zu den Trugschlüssen (Sophismen). In diesem Falle gleicht der Schließende dem Alchimisten, der das Gold, das sich aus dem Verfahren ergeben soll, vorher in den Schmelztiigel hineinpraktiziert. Je kühner sich das Denken in die Region des Metaphysischen, des Übersinnlichen erhebt, desto näher ist die Gefahr der Zirkelschlüsse. In den grundlegenden Sätzen selbst der gefeiertsten philosophischen Systeme sind sie von der Kritik nachgewiesen worden. Beispiele liefert unter anderm Überweg, System der Logik. Bonn, 1857. Seite 407.

Kein Wunder, daß der Zirkelschluß in Anbetracht der verderblichen Wirkungen, die von ihm ausgehen, bei dem Logiker etwa das Ansehen genießt, dessen sich die *Phylloxera vastatrix* bei dem Winzer erfreut. Gleichwohl ist ihm neuerdings in Paul Cauer ein warmer Verteidiger erstanden. Dieser in weitem Kreisen bekannte Philologe hat im Aprilheft der „Preussischen Jahrbücher“ von 1898, Seite 43 bis 52, einen Vortrag über „Die Methode des Zirkelschlusses“ veröffentlicht, der

uns den Zirkel von einer ganz neuen Seite zeigt. Cauer schreibt: „Dieser Rundgang vom Ganzen zum Einzelnen und von den Einzelheiten zum Ganzen ist nun überall die Form, in der sich der Fortschritt der Erkenntnis vollzieht, wenn es gilt, ein Werk oder irgend eine Äußerung des menschlichen Geistes zu verstehen. Nach den Regeln der Logik giebt es keinen schlimmern Fehler als die *petitio principii*; im philologischen und historischen Denken ist sie unentbehrlich. Den Inhalt eines jeden Satzes gewinnen wir durch Zusammenfassung der einzelnen Worte; was aber dieses oder jenes Wort an der vorliegenden Stelle bedeute, läßt sich oft nur aus dem Zusammenhang beurteilen. Also müssen wir zuvor den Sinn des Ganzen erfaßt haben, nicht vollständig und scharf, sondern in flüchtigem Überblick vorausgreifend, ahnend. Von hier aus gesehen, wird ein schwieriges Wort, eine verwinkelte Konstruktion erst verständlich; und wenn wir nun aufs neue zusammenfassen, so gelingt es wieder, unsre Auffassung des ganzen Gedankens zu berichtigen. In diesem Kreislauf geht es hin und her, so schnell und so oft, daß wir uns der einzelnen Schritte und Wendungen gar nicht bewußt werden, und daß es uns ganz unmöglich wäre zu sagen, auf der einen Seite lägen die Prämissen, auf der andern die Folgerung.“

Was zunächst die letzte Bemerkung angeht, so ist es ja klar, daß wir uns bei dem Geschäft der philologischen Erkenntnis, das hier an und für sich ganz richtig beschrieben wird, wie bei der Praxis des Denkens überhaupt, der logischen Regeln, nach denen wir verfahren, gar nicht oder nur halb bewußt sind; das beweist aber keineswegs, daß wir gegen diese Regeln verstoßen und so ohne weiteres Grund und Folge verwechseln müßten. Die Regeln der Logik sind auch die Regeln des philologischen und des historischen Denkens, sollte man meinen. Die *petitio principii* kann also unmöglich zu den schlimmsten Fehlern der Logik gehören und zugleich „im philologischen und historischen Denken unentbehrlich sein.“ Doch wie, wenn Cauer zwei Arten des Zirkels unterscheiden wollte, den überberufenen logischen Zirkel und einen andern, wohlberechtigten Zirkel, der nur dem Namen nach mit jenem verwandt wäre? Man ist versucht, dieser Annahme zu trauen, wenn man liest, daß „das Ganze nicht vollständig und scharf, sondern in flüchtigem Überblick vorausgreifend, ahnend“ gefaßt wird. Noch deutlicher heißt es im Anschlusse an eine Bemerkung von Franz Bücheler, der auch von einem berechtigten Zirkel, doch schwerlich in dem Sinne Cauer's, gesprochen hat: „also ist es kein genauer Kreis — denn der würde uns nicht vom Fleck bringen —, sondern eine Spirale, wie in den feinen Windungen einer Mikrometerschraube. Wir kommen immer wieder auf dieselbe Stelle; aber jedesmal finden wir uns eine kleine Stufe höher.“

Besser und anschaulicher läßt sich der Prozeß der philologischen und der historischen Erkenntnis gar nicht darstellen. Ist also die obige Annahme richtig, wie es bis jetzt den Anschein hat, so könnte man höchstens einwenden: Warum nennt Cauer einen Zirkel, was doch nach seinem eignen Geständnis vielmehr eine Spirale oder ein Schraubengang ist und mit der Tautologie, die das vornehmste Merkmal des logischen Zirkels ist, nichts zu thun hat? Warum hat er seinem Aufsätze nicht lieber die Überschrift gegeben: „Die Methode der Mikrometerschraube“? Einfach deshalb nicht, weil sein Zirkel in der That den tautologischen Charakter des sonst so genannten logischen Zirkels an sich trägt. Cauer's Beispiele lassen darüber keinen Zweifel. So lesen wir: Ob ein Gedicht, ein Kapitel, ein ganzes Buch wirklich von dem verfaßt sei, unter dessen Namen es geht, diese Frage lasse sich unter Umständen nur auf Grund der Gesamtansicht entscheiden, die wir von der Persönlichkeit und den Werken des betreffenden Autors haben. „Zu dem Material, aus

dem sich unsre Gesamtvorstellung bildet, gehört aber das angezweifelte Stück selber; es soll also Ausgangspunkt und Ziel der Schlußfolgerung sein, unser Urteil darüber zugleich Resultat und Prämisse.“ In demselben Sinne heißt es später: Die Streitfrage, welche Beweggründe Friedrich den Großen zur Eröffnung des Siebenjährigen Krieges veranlaßt hätten, sei nur mit Hilfe der Gesamtansicht zu entscheiden, die man von dem Charakter und der Politik des Königs habe. „Und wer wird eine solche Ansicht sich bilden wollen oder können, ohne die Vorgänge und Entschlüsse, die den dritten Schlesiens Krieg herbeigeführt haben, mit in Rechnung zu ziehen?“

Wir sehen, Cauer denkt gar nicht daran, der logischen Unzulänglichkeit seiner Zirkelmethode ein Mäntelchen umzuhängen. Die Sache liegt demnach so: Wenn ich in einem schwer verständlichen, vielleicht sogar durch die handschriftliche Überlieferung entstellten oder verstümmelten Satze — mutatis mutandis paßt das Beispiel auch auf historische Untersuchungen, Rekonstruktionen von Kunstobjekten, kurz auf die Lösung von Rätseln jeder Art —, die an sich klaren und deutlichen Bestandteile mit  $a$ , die schwer verständlichen oder unverständlichen mit  $x$  bezeichne, so wäre  $x$  aus dem Ganzen, d. h. also, nach Cauer's Meinung, aus  $a + x$  zu erschließen. Wahrlich, ein *circulus vitiosissimus*! Mag sein, daß er sich häufig genug in die Kombinationen des Forschers einschleicht — aber daß er „unentbehrlich“ sein sollte im philologischen und im historischen Denken, daß die Methode dieses Denkens auf ihm beruhen sollte, wer in aller Welt möchte das glauben? Wir denken besser von der Logik, auch der natürlichen, ungeschulten Logik.  $x$  muß allerdings aus dem Ganzen erkannt werden, dieses Ganze ist aber beileibe nicht  $a + x$ , sondern  $a +$  einer zunächst problematischen Ergänzung, die ich auf Grund der logisch-ästhetischen Beschaffenheit des gegebenen  $a$  und mit Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sowie auf die (auch ohne den zweifelhaften Satz erkennbare) Eigentümlichkeit der Schrift und des Schriftstellers vornehme. Sodann stelle ich fest, ob  $x$  in dieses versuchsweise angenommene Ganze hineinpaßt oder nicht. Ist das nicht gleich in dem gewünschten Grade der Fall, so suche ich mir aus den gegebenen Elementen auf eine andre Art „einen Vers zu machen,“ d. h. sie zu einer geschlossenen Einheit zu ergänzen usw. Dieser „Rundlauf,“ wenn man will: „Zirkel,“ unterscheidet sich also von dem logischen Zirkel ganz und gar durch das Fehlen der Tautologie, ist also richtiger Spirale, Wellenlinie zu nennen. Nebenbei bemerkt, ist es genau diese Spirale, die sich auch in der wissenschaftlichen Diktion Schillers nachweisen läßt.\*)

Der aufmerksame Leser wird längst erraten haben, daß das oben geschilderte Verfahren, das Einzelne aus einem zunächst problematischen Ganzen zu erklären, eine Methode, die, wenn sie völlig gelingt, eben jenem Ganzen apodiktische Gewißheit verleiht, auf den Gebrauch der Hypothese hinausläuft. Die Hypothese ist bekanntlich die vorläufige Annahme der Wahrheit eines Satzes (des Ganzen, von dem wir oben gesprochen haben) behufs ihrer Prüfung an den daraus abgeleiteten Folgen (dem Einzelnen). Die enge Verknüpfung von Induktion und Deduktion, die sich in der Hypothese vollzieht, liefert das unentbehrliche Werkzeug nicht bloß für die philologisch-historische Forschung, sondern für die Erkenntnis überhaupt, gleichviel, welchen Gegenständen sie zugewandt ist.

So gewiß aber, wie Cauer's Versuch, den Geisteswissenschaften in der Zirkelmethode ein gerade für sie charakteristisches Mittel der Erkenntnis zuzueignen, als

\*) Vergl. meinen Kommentar zu den philosophischen Schriften Schillers, Teil I, S. 10 bis 13.

mißlungen zu betrachten ist, so gewiß hat er darin Recht, daß er Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft in den Zielen durchaus verschieden sein läßt. Er zitiert eine Rektoratsrede Windelbands vom Jahre 1894, in der Naturwissenschaft und Geschichte hinsichtlich ihrer Aufgaben mit einander verglichen werden. Das Ergebnis lautet: Die eine Wissenschaft „sucht Gesetze, die andre Gestalten.“ Mit dem zweiten Teile des Satzes hat Windelband ohne Zweifel dem Gedanken, daß die Thätigkeit der Geisteswissenschaften auf ihrer höchsten Stufe einen ausgeprägt ästhetischen Charakter zeigt, einen möglichst scharfen Ausdruck geben wollen. „Gestalten suchen“ heißt nämlich nichts andres als: Personen oder Sachen ästhetisch betrachten. Der Begriff der Gestalt oder Form ist aus Schillers philosophischen Schriften zur Genüge bekannt. Die ästhetische Betrachtung ist überall da notwendig, wo wir es nicht mit der Sinnlichkeit, der Natur zu thun haben — deren „Gesetze“ zu erkennen, ist hauptsächlich Sache des Verstandes —, sondern mit der freien Thätigkeit des menschlichen Geistes. Der Mensch äußert sich im Grunde überall und jederzeit als seelisches Individuum, aus der Totalität seiner sinnlich-vernünftigen Natur heraus, und wir werden ihn deshalb auch nur dann vollkommen verstehen, wenn wir ihn auch unsrerseits mit ganzer Seele erfassen und so in dem Konglomerat seiner einzelnen Lebensäußerungen das Gepräge der seelischen Einheit aufdecken, wenn wir ihm und seinen Werken Gestalt, d. h. autonome Existenz im Reiche des Ästhetischen verleihen.

Dortmund

Paul Geyer

Zur Sprachreinigung. Es ist schon einige Monate her, als man in den Zeitungen von einer neuen Errungenschaft der Sprachreinigung las, die berufen schien, bahnbrechend zu wirken für so manche noch der Lösung harrende Aufgabe auf diesem Gebiete. Da hatte man sich so lange gequält, einen deutschen Ausdruck für die unentbehrliche Sauce zu finden, hatte sich herumgequält mit der Brühe, mit der Tunke, mit der Salsa und mit dem Saft, und die Sache war doch so einfach! Das moderne Ohr ist ja nicht so empfindlich wie das Auge. Das Ohr wird schon die barbarische Sauce auch ferner noch zu ertragen vermögen. Drum kann man sich ja einstweilen damit begnügen, daß man dem Auge zu Hilfe kommt! Der neue Vorschlag ging nämlich dahin, die Sauce wenigstens vom Papiere zu verbannen und künftig als „Soße“ der lesenden Menschheit aufzutischen.

Es scheint, daß dieser Vorschlag Schule macht; denn kaum hat man davon gelesen, daß der englische allgemeine Checkverkehr mit Hilfe der Postanstalten auch im Deutschen Reiche eingeführt werden soll, so wird auch schon ein Gesuch an den Reichstag vorbereitet, dessen Zweck ist, zu verhüten, daß in dem zu erlassenden Gesetze das Fremdwort Check das deutsche Auge beleidige. Die Sache selbst heißt man willkommen, den Check will man haben trotz seiner englischen Herkunft, nur ansehen soll man es ihm nicht, daß er ein Fremdling ist. Man bemüht sich aber gar nicht weiter, ein deutsches Wort dafür zu finden. „Tsheck“ soll man schreiben, das genügt. Das klingt allerdings gerade so wie Check, und das Ohr empfindet nach wie vor, daß es ein Fremdwort ist, aber es sieht doch wenigstens etwas deutscher aus als der englische Check! Nach den Erfahrungen, die wir mit dieser Art von Sprachreinigung bisher schon gemacht haben, läßt sich wohl annehmen, daß man in Berlin nicht abgeneigt sein werde, auf diesen Vorschlag einzugehn. Daß man dem noch weiter gehenden Antrage entsprechen sollte, den Check gar in einen „Scheck“ zu verwandeln, ist dagegen wohl kaum zu erwarten. In unsrer Handelswelt, für die ja dieses Zahlungsmittel vorwiegend Bedeutung hat, ist die Kenntnis der eng-

lischen Sprache doch so eingebürgert, daß man sicher die Aussprache „Tschek“ festhalten und den faden, geschmacklosen Scheck abweisen wird. Warum soll man auch einem neuen Verkehrsmittel von internationaler Bedeutung nicht den Namen in der Ursprungsform belassen, den das Ursprungsland ihm gegeben, unter dem es die internationale Bedeutung gewonnen hat?

Ich meine, mit einer Sprachreinigung für das Auge ist gar nichts gewonnen. Nicht damit versündigt man sich an unsrer Muttersprache, daß man ein Fremdwort, für das sie einen gleichwertigen Ausdruck nicht hat, als Fremdwort beibehält, wohl aber damit, daß man der Sprache neue künstliche Lehnwörter aufzwingt. Unsrer Sprache hat allerdings eine große Menge von Lehnwörtern, deren fremden Ursprung wir gar nicht mehr fühlen. Aber diese Lehnwörter haben sich im Laufe der Jahrhunderte nach und nach durch den Gebrauch von selbst gebildet, haben zumeist eine vom Ursprungsworte abweichende Form angenommen, die sie auch hörbar von diesem unterscheidet, und sie sind weder durch behördliche Anordnung noch durch Vereinsbeschlüsse eingeführt worden. Damit, daß wir die Fremdwörter auf deutsche Weise schreiben, reinigen wir unsre Sprache nicht. Im Gegenteil, wir verderben sie, indem wir das Sprachgewissen einschläfern, das Gefühl für die Reinheit der Sprache abstumpfen. Mag auch in unsrer Zeit noch so viel geschrieben, gedruckt und gelesen werden, das Ohr ist doch an der Reinhaltung der Sprache noch mehr beteiligt als das Auge. Der ärgste Feind der echten Sprachreinigung, für die auch ich eifrig kämpfe, ist meiner Meinung nach der unglückselige Feldzug gewesen, den man bei der Einführung der neumodischen Rechtschreibung gegen die bisherige Schreibweise der in die deutsche Sprache eingeschmuggelten Fremdwörter unternahm. Was ist z. B. damit gewonnen worden, daß man seitdem vorschriftsmäßig in allen der lateinischen oder französischen Sprache angehörigen, uns noch unentbehrlichen Fremdwörtern an Stelle des C ein K oder Z zu setzen hat? Gewiß hat man die Sprache dadurch nicht gereinigt, daß man den Conducteur in einen Kondukteur, den Commandeur in einen Kommandeur, den Coupon in einen Koupon oder Kupon, das Centrum in ein Zentrum, das Concert in ein Konzert, das Accept in ein Akzept verwandelte! Für jeden Gebildeten bleiben diese Wörter auch in der ihnen aufgezwungenen neuen Schriftform Fremdwörter. Nur geschadet hat man damit; denn gar mancher findet gedankenlos in dieser neuen Schreibweise die Aufgabe der Sprachreinigung schon erfüllt und glaubt dieser Bewegung einen wichtigen Dienst zu leisten, wenn er auf dem angebahnten Wege weiterschreitet. So ist die Scharade entstanden, die Schokolade, der Vikör und manche andre Geschmacklosigkeit. Wer weiß, ob wir nicht auch noch einmal von Schangdarmerie lesen werden, und ob nicht die Charge in eine Scharfsche umgewandelt worden wäre, wenn nicht neuerdings ein hochherzlicher kaiserlicher Armeebefehl eine wirkliche Verdeutschung dieses Wortes vorgeschrieben hätte. Nein! Solange man deutsche Ausdrücke für die Fremdlinge noch nicht gefunden hat, belasse man ihnen auch das fremdländische Gewand, das sie auch in der Schrift sofort als Ausländer kennzeichnet. Das bleibt dann eine fortwährende Anregung, nach wirklich deutschen Ausdrücken für diese Fremdwörter zu suchen.

Also fort mit der Aftersprachreinigung, die nur für das Auge, nicht auch für das Ohr wahrnehmbar ist, fort mit der „Soße“ und dem „Tschek“ oder „Scheck“! Lassen wir es bei der Sauce und beim Check bewenden, bei der ersten wenigstens so lange, als wir nicht eine wirkliche und geschmackvolle Verdeutschung dafür gefunden haben! Alle Fremdwörter zu beseitigen, dahin werden wir wohl überhaupt nie gelangen. Es ist dies auch gar nicht wünschenswert. Das Streben insbesondre,

für alle auch der Wissenschaft und Kunst angehörigen, aus dem Lateinischen oder Griechischen stammenden, in alle Kultursprachen übergegangnen, der gebildeten Welt allgemein verständlichen Ausdrücke deutsche Wörter einzuführen, halte ich für verfehlt. Die Wissenschaft kennt keine Landes- und keine Sprachgrenzen, sie ist international, und es ist ein großer, unschätzbare Vorteil für den geistigen Verkehr der Völker unter einander, daß wir in den beiden toten Sprachen, dem Lateinischen und dem Altgriechischen, ein den Gelehrten aller Kulturvölker gemeinsames Hilfsmittel haben. Die lateinische und die griechische Sprache sind das Gemeingut aller gebildeten Völker. Welche heillose Verwirrung würde entstehen, wenn jede Landessprache neue, ihr eigentümliche Ausdrücke für die allgemein verständlichen, aus dem Lateinischen und Griechischen stammenden wissenschaftlichen und Kunstausdrücke einführen wollte! Man würde sich dann wohl genötigt sehen, zum bessern Verständnis jedem solchen Worte in Klammern eine Rückübersetzung in die Sprache der Gelehrten beizufügen — ein Verfahren, das jetzt schon manche Tagesblätter dann z. B. zu beobachten pflegen, wenn sie von einer militärischen Morgenmusik berichten. Da liest man gewöhnlich: „Um fünf Uhr morgens fand das Wecken statt (die sogenannte Reveille).“

Drum „Maßhalten!“ möchte man auch den jetzigen Sprachreinigungsbestrebungen zurufen. Echt soll sie sein und gesund, die Säuberung der deutschen Sprache, nicht von des Gedankens Blässe angekränfelt!

—e

Stilisierte Konfusion. Der belgische Dichter Maurice Maeterlinck wird unsern Lesern dem Namen nach wohl bekannt sein. Er hat seit 1889 lyrische Gedichte, ferner eine Art traumhaft gehaltener Dramen oder Puppenspiele, endlich Prosabetrachtungen in einem eigentümlich dunkeln, verworrenen und langgezogenen Stil veröffentlicht, die sämtlich auch in das Deutsche übersetzt worden sind. In seinem neuesten Werke: „Weisheit und Schicksal,“ das wir nur aus Anzeigen kennen, soll er das Reich der Träume verlassen und sich der Welt der Wirklichkeit zugewandt haben. Das letzte Buch seiner frühern Richtung heißt: „Der Schatz der Armen.“ Es ist sehr gut übersetzt und in einer altertümlichen Ausstattung mit Initialen und Zierstücken bei Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig erschienen. Herausgeber, Drucker und Verleger verdienen sicherlich alles Lob. Unserer Empfehlung bedürfen sie nicht mehr, denn diese kostspielig herzustellenden deutschen Ausgaben würden nicht möglich sein, wenn sie nicht ihres Leserkreises sicher wären. Wir wollen uns darum nur mit dieser Tatsache selbst und mit der Frage beschäftigen, was den deutschen Lesern Maeterlinck sein kann. Der „Schatz der Armen“ besteht aus einer Reihe einzelner Betrachtungen, die angelehnt sind an Gedanken des Neuplatonikers Plotin, Marc Aurels und des belgischen Mystikers Ruysbroeck, sowie an Fragmente aus Novalis, Carlyle und Emerson. Die Form dieser Betrachtung ließe sich wohl am ehesten als eine äußerste Übertreibung gewisser breitauseneinandergezogener Reflexionen Carlyles bezeichnen, nur daß diese schließlich zu einem festen Punkte zurückkehren, während Maeterlinck uns nach ziellosem Hin- und Herführen in der Irre stehen läßt. Viel schwerer ist zu sagen, von was gehandelt wird. Der Hauptgedanke des Buches scheint sein zu sollen, daß Schweigen besser ist als Reden, was ja unter Umständen richtig sein kann. Man würde sich aber gewaltig täuschen, wenn man den Gedanken nach Art eines Themas ausgeführt zu finden erwartete. Es ist, als ob jemand, der der Worte nicht mächtig ist, und der seine Gedanken nicht mehr zusammenfindet, etwa ein vom Schläge getroffen, um die Dinge herum redet. Handelte es sich um einfache und greifbare

Gegenstände, so würden wir ihn vielleicht dennoch verstehen. Da er aber mit Absicht Mystik treibt und ungewöhnliches sagen will, so ist jede Hoffnung auf Verständnis ausgeschlossen. Ist man mit dem Buche zu Ende, so hat man den Eindruck, als hätte eine Wortmühle, wenn es dergleichen giebt, gerasselt. Greifen wir aufs Geratewohl einen Satz heraus, er steht Seite 56. „Es ist vielleicht nicht möglich, von diesen Dingen klar zu sprechen. Wer aber tief genug sich zu befragen und zu leben weiß, und wäre es nur für die Zeitdauer eines Blitzes, empfindet nach seinem unendlichen Wesen, daß dem so ist. Möglich, daß man eines Tags noch die Gründe entdeckt, kraft deren, wenn Platon, Swedenborg oder Plotin nicht gelebt hätten, die Seele des Bauern, der sie nicht gelesen hat, noch je von ihnen sprechen hörte, nicht das wäre, was sie heute untrüglich ist. Aber wie es darum auch bestellt sei, kein Gedanke verliert sich je für irgend eine Seele; und wer wollte uns die Teile von uns nennen, die nur kraft der Gedanken leben, die nie gedacht worden sind?“ Wenn dies Sinn hat, so hat das meiste von dem, womit wir uns bisher abgegeben haben, keinen Sinn. Wenn wir aber unsere Gedanken aus reinem Übermut mit diesem stilisierten Unsinn beschäftigen, so müssen wir unsers Verstandes schon sehr sicher sein.

U. P.

Briefe von Justinus Kerner und Arndt. Zwei gleich wertvolle Bücher, die in das deutsche Haus gehören. „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von seinem Sohne Theobald Kerner, erläutert von Dr. Ernst Müller“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) enthält in zwei Bänden 852 Briefe, eine Auswahl aus mehr als 4000, die sich im Nachlaß des Dichters vorfanden; eine Veröffentlichung sollte nicht vor Ablauf von dreißig Jahren nach seinem Tode geschehn. Diese Briefe reichen von Kerners Studentenzeit (1805) bis in das Jahr vor seinem Tode (1861), die meisten sind nicht von ihm, sondern an ihn geschrieben, darunter solche von Königen und Königinnen. Keine Biographie könnte uns besser die Erinnerung an Kerner und seinen Kreis erhalten als diese Reihe ganz intimer Briefe, die mit ihren Anmerkungen zusammen eine Art Litteraturgeschichte der schwäbischen „Provinz“ darstellen. — „Ernst Moritz Arndt, ein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Heinrich Meißner und Robert Geerds“ (Berlin, Georg Reimer) besteht aus 343 von 1787 bis 1860 geschriebnen Briefen Arndts. Die Empfänger sind Familienglieder, Freunde und Gönner, darunter berühmte Namen. Die Bearbeitung ist musterhaft; jedem Briefe ist eine kurze Erklärung vorangeschickt. Viele dieser Briefe sind hier zum erstenmal gedruckt, und da sich die Auswahl über die ganze Lebenszeit Arndts erstreckt, so darf sie als ein wichtiges zeitgeschichtliches Urkundenwerk bezeichnet werden, dem es an dankbaren Benutzern nicht fehlen wird.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig